

Michael Sommer

„THE ORIENTAL IS LIKE A VERY OLD CHILD“ – DIE ORIENTREISENDE GERTRUDE BELL

„Gertrude Bell – Scholar, historian, archaeologist, explorer, poet, mountaineer, gardener, distinguished servant of the state. She was born here on 14 July 1868 and died in Baghdad 12 July 1926.“ So lautet lapidar die Inschrift, die an Gertrude Bells Geburtshaus in Washington in der nordenglischen Grafschaft Durham angebracht ist. Die Inschrift lügt nicht: Gertrude Bell war alles zugleich – Gelehrte, Historikerin, Archäologin, Entdeckerin, Dichterin, Bergsteigerin, Gärtnerin und Staatsdienerin –, in einem weder langen noch ganz kurzen, in jedem Fall aber ungeheuer intensiven und aufregenden Leben.<sup>1</sup>

Gegenstand der folgenden Überlegungen ist die *Orientreisende* Gertrude Bell, eine Grenzgängerin in gleich doppelter Hinsicht: als Europäerin im erst osmanisch, dann von den Mandatsmächten England und Frankreich beherrschten Vorderasien, als Frau in einer fast nur männlich dominierten Welt der Gelehrsamkeit, der Entdeckungsreisen und des Civil Service. Die historische Person Bell ist nicht zu lösen von den geistigen und politischen Strömungen ihrer Zeit – der Jahre vor, in und nach dem 1. Weltkrieg –, einer Zeit immenser Umbrüche und Zäsuren, die gerade auch jene Weltgegend erfaßten, welche die Zeitgenossen ganz selbstverständlich „den Orient“ nannten.<sup>2</sup>

Ihre Geburt in eine der prägenden Industriellenfamilien Englands – ihr Großvater, der Chemiker Isaac Lowthian Bell, zählte zu den führenden Stahlmagnaten des Landes – öffnete Bell Türen, die den meisten ihrer Geschlechtsgenossinnen im spätviktorianischen England verschlossen waren: Seit 1883 besuchte die Fünfzehnjährige Queen's College in London, ein Internat für Mädchen, drei Jahre später schrieb sie sich als Studentin der Geschichte in der Oxforder Lady Margaret Hall ein. Das College, gerade sieben Jahre zuvor gegründet, war zu dieser Zeit eines von lediglich zwei Frauencolleges in Oxford. Nach nur fünf Trimestern legte Bell ihr Examen ab und erhielt die *first class honours* – reguläre Abschlüsse vergab die Universität an Frauen erst seit 1920.

Nach ihrem Examen führte Bell das Leben einer Dame der viktorianischen *jeunesse dorée*, wenig deutete vorerst auf ihre spätere, exzeptionelle Karriere als Orientreisende, Spin-doctor der britischen Nahostpolitik und schließlich gar Königsmacherin im Irak hin. Bei ihrer Tante Mary, der Schwester ihrer Stiefmutter, und deren Mann Sir Frank Lascelles, britischer Gesandter in Rumänien und später langjähriger Botschafter in Berlin, verbrachte sie gut ein Jahr in Bukarest; eine gemeinsame Reise führte sie erstmals in den Orient, in die osmanische Hauptstadt Konstantinopel (1888–1889). Die Lascelles' waren es auch, die Bell 1892 nach Teheran einluden, wo Sir Frank inzwischen britischer Gesandter war. In Persien tauchte Bell, jetzt 24, förmlich in das ein, was sie für „den Orient“ hielt: Sie lernte bald Persisch und übte sich in der Übersetzung des *Diwan* des mittelpersischen Sufi-Mystikers Hafiz, die tatsächlich 1897 publiziert wurde. Sie unternahm mit den Lascelles' und deren Freundeskreis ausgedehnte Reisen durch Persien und verfaßte eine Reihe von Essays, die unter dem Titel *Persian Pictures. A Book of Travel* 1894 erschienen. Die Sammlung verrät bereits die Handschrift der späteren, originell denkenden und pointiert formulierenden Reiseschriftstellerin.

1899 dann bereiste Bell, auf Einladung des deutschen Generalkonsuls Dr. Rosen, den sie in Persien kennengelernt hatte, die Levante. Der Aufenthalt im Heiligen Land gab ihr

Gelegenheit zur Auffrischung ihrer Arabischkenntnisse, die sie sich zuvor in England erworben hatte. Die Reise führte die nunmehr 32-jährige auch auf ihre erste Wüstentour, durch das Basaltmassiv des Hauran. Ein wirklicher Wendepunkt in Bells Leben aber wurde die große Orientreise des Jahres 1905, die sie durch den Libanon, Syrien und Palästina führte und von der ihr erstes Reisebuch *The Desert and the Sown* lebendiges Zeugnis ablegt. Das Buch ist ein Porträt des in der Agonie liegenden Osmanischen Reiches, das in der Schlußphase seiner Existenz die Kontrolle über die nach Unabhängigkeit strebenden ethnischen und religiösen Gruppen zu verlieren begann. Vom Zeitpunkt dieser Reise ließ der Nahe Osten Gertrude Bell nicht mehr los: War er zuvor eines unter mehreren ihrer Reiseziele, unterbrachen nun nur mehr immer seltener werdende Aufenthalte in England ihre rastlose Reiseaktivität zwischen Mittelmeer und Zagros.

Bell führte in ihrem Reisegepäck exzeptionelle Voraussetzungen und Motivationen mit: Neben ihrer Ausbildung und ihrer Persönlichkeit vor allem eine Familie, die nicht nur in der Lage, sondern auch willens war, ihr Leben als Reisende zu finanzieren; ferner die Bekanntschaft mit hochrangigen Persönlichkeiten des britischen Civil Service und ausländischen Diplomaten; schließlich ihre, von ihrer Familie nicht nur tolerierte, sondern mitverursachte Ehelosigkeit, die ihr ein entscheidendes Quantum Unabhängigkeit garantierte. Zwei unglücklich scheiternde Beziehungen – erst die in Persien geknüpft Freundschaft mit dem Diplomaten Henry Cadogan, den Bells Eltern als Ehemann rundheraus ablehnten und der neun Monate nach ihrer Abreise unter mysteriösen Umständen ums Leben kam, dann ihre Beziehung mit dem Offizier Charles Doughty Wylie, der 1915 bei Gallipoli fiel – mögen das Ihre zur Ruhelosigkeit ihres Lebens beigetragen haben.

„Morgen, Gott sei Dank, werde ich nicht im Morgengrauen aufstehen und ein Kamel besteigen. Ich habe, für den Augenblick, genug von Arabien. Ich habe die große Syrische Wüste zum zweitenmal durchquert, sicher, im Frieden Gottes. Und nun liegt alles hinter mir, und ich muß versuchen, es für eine Weile zu vergessen, bis ich weniger müde bin und nüchterner und ausgewogener urteilen kann. Ich bin noch immer zu nah dran – es scheint zu groß, jede Proportion sprengend, und zu dunkel, unglaublich bedrohlich. Am schlimmsten ist, daß ich es noch nicht vergessen kann. Noch immer reite ich in meinen Träumen auf Kamelen.“<sup>3</sup>

So schrieb Gertrude Bell am 1. Mai 1914, exakt drei Monate vor Ausbruch des Krieges, nach dem es den osmanischen Orient, den sie so oft bereist hatte, nicht mehr geben sollte, an ihren Geliebten, Charles Doughty Wylie. Was war das „Es“, das ihr so groß und ungeheuerlich erschienen war, daß sie, am Ende ihrer Reise angekommen, nicht die Kraft zu besitzen meinte, darüber zu schreiben?

Die arabische Welt in spätosmanischer Zeit war für Europäer ein nur schwer durchschaubares Geflecht ethnischer und religiöser Konflikte, eingelassen in traditionelle Strukturen von Stadt, Stamm und Imperium, konfrontiert mit der aus Europa herüberschwappenden Welle des Nationalismus, mit allen durch ihn ausgelösten Folgeproblemen. Die arabische Frage war wiederum nur ein Teilproblem der auf dem Osmanischen Reich lastenden nationalen Fragen, vom Balkan bis nach Nordafrika, von Armenien bis zur Arabischen Halbinsel. Nachdem der Berliner Kongreß 1878, mit Bismarck als „ehrlichem Makler“, zwar Serbien, Montenegro und Rumänien die nationale Unabhängigkeit gebracht hatte, auf dem Balkan in der Folge aber eine Serie von

„Irredenta“-Bewegungen auslöste, war das Osmanische Reich endgültig zum „Kranken Mann am Bosphorus“ geworden, unfähig, die überschäumenden Nationalismen seiner Ethnien zu zügeln.

Das Scheitern des Osmanischen Reichs war auch das Versagen seines „millet“-Systems, das anerkannten Religionsgemeinschaften innere Autonomie gewährte. Wie die europäischen und armenischen Untertanen der Hohen Pforte, so strebten auch die Araber, wachsenden Steuerdrucks und überbordender Repressalien müde, aus dem niedergehenden Imperium heraus – nur strebten sie, je nach kultureller und religiöser Prägung, in sehr unterschiedliche Richtungen. Die im mediterranen Fernhandel tätigen Levantebewohner wollten, zumal dann, wenn sie Maroniten waren, Richtung Westen und sahen ihre Schutzmacht in Frankreich. Libanesische Intellektuelle waren es auch, die erstmals das Paradigma eines panarabischen Nationalismus aufbrachten, während muslimische Aktivisten an das traditionelle Modell der „Umma“ anzuknüpfen trachteten und so gleichsam zu Vordenkern islamischer Fundamentalismen wurden.

Hinzukam, daß die europäischen Großmächte im Osmanischen Reich wohlfeile Manövriermasse für ihre je eigenen kolonialen Expansionsziele sahen: Rußland trachtete nach der Kontrolle des Schwarzmeereszugangs, England suchte dies zu verhindern, Frankreich versuchte Profil als Schutzmacht der arabischen Christen zu gewinnen und Deutschland degradierte, mit gesteigerter politischer und wirtschaftlicher Einflußnahme, das Osmanische Reich faktisch zum Klientelstaat. Der Putsch der Jungtürken (1908), die das Imperium durch begrenzte innere Reformen zu stabilisieren suchten und der Bau der Bagdadbahn, um den sich eine internationale diplomatische Krise entspann, manövrierten Konstantinopel noch dichter an das Deutsche Reich heran.

Gertrude Bell findet im Vorwort zu *The Desert and the Sown* nüchterne Worte, wenn sie die Erosion britischen Einflusses im Osmanischen Reich unter diesen Auspizien analysiert: „Im ganzen türkischen Reich haben wir es zugelassen, daß unser guter Ruf Schaden nimmt und schwindet; nicht willens, uns der Verantwortung offizieller Parteinahme zu stellen, haben wir doch unverantwortliche Proteste zugelassen, mit Vehemenz vorgetragen und mit einer Sentimentalität, die ich als Ignoranz bezeichnen möchte. In unseren Verhandlungen mit dem Türken haben wir uns so unschlüssig gezeigt, daß man ihm gerne dafür vergeben möchte, wenn er uns für perfide hält und mit Feindseligkeit betrachtet.“<sup>4</sup> Bell hatte, nach ihren Erfahrungen in Arabien, wenig für britische Versuche übrig, dem aufkeimenden arabischen Nationalismus gegen Konstantinopel den Rücken zu stärken.

Die Menschen, denen Gertrude Bell im spätosmanischen Arabien begegnete, waren, der Konstellation entsprechend, Treibende und Getriebene zugleich. Tatsächlich wird wenigen der in ihre Stadt, ihren Stamm mitsamt den alltäglichen Händeln eingebundenen Zeitgenossen die historische Dimension der Vorkriegsereignisse bewußt gewesen sein. Entsprechend ist Bell „der Araber“ zuerst und vor allem Objekt wissenschaftlicher Neugier. Ihr Porträt arabischer Mentalität gerät zu einem Kabinetttstück literarischen Orientalismus, wenn sie mit der zeittypischen Attitüde des Kolonialherrn formuliert: „Der Orientale ist wie ein sehr altes Kind. Er ist unerfahren mit vielen Wissenszweigen, die wir als elementare Notwendigkeiten zu betrachten gewohnt sind. [...] Mit dem, was wir praktischen Nutzen nennen, hält er sich nicht weiter auf. Er ist nicht praktisch in unserem Sinne, nicht mehr als ein Kind praktisch ist, und sein Nutzenbegriff ist nicht der unsere. Andererseits wird sein Handeln von Traditionen von Benehmen und Moral geleitet, die bis zu den Anfängen der Zivilisation zurückgehen [...]“<sup>5</sup>

Zwar setzt sie hinzu: „Davon abgesehen ist er wie wir. Die menschliche Natur macht östlich von Suez keinen vollständigen Wandel durch, auch ist es keineswegs unmöglich, gegenüber den Bewohnern dieser Region Freundschaft und Sympathie zu empfinden.“<sup>6</sup> Der halbherzigen Konzession anthropologischer Ebenbürtigkeit zum Trotz – Bell webt munter mit am konstruierten Orientbild des aufgeklärten Europa: „Er lebt in permanentem Kriegszustand [...]. Wie viele tausend Jahre dieser Zustand andauerte – diejenigen, welche die frühesten Zeugnisse der Wüste lesen werden, werden es uns sagen, denn er geht auf die allerersten zurück. In all den Jahrhunderten aber ist der Araber nicht aus Erfahrung klug geworden. Er ist nie sicher, und doch verhält er sich so, als wäre Sicherheit sein täglich Brot.“<sup>7</sup> Und dann, an anderer Stelle: „Niemand, der den Osten nicht kennt, kann verstehen, wie alles zusammenhängt.“<sup>8</sup>

Was spricht aus diesen fast schon programmatisch zu nennenden Äußerungen? Was war Gertrude Bell „der Orient“, jenes „Es“, das sich ihr am Vorabend des Ersten Weltkriegs nach eigenem Bekunden jeder Beschreibung mit Worten entzog? Zunächst: Bell sah im Orient keineswegs ein nebulöses Gebilde, ein Reich der Träume, vermittelt durch Tausendundeine Nacht. Mitnichten teilte sie das Orientbild der Romantiker vom Schläge eines Friedrich Schlegel, Raymond Schwab, Victor Hugo oder des späten Goethe, die im Osten – *ex oriente lux* – die bessere Gegenwelt zum verdorbenen wie verderbten Abendland erblickten. Ebenso wenig freilich läßt sie sich dem Lager derjenigen zurechnen, die seit Hegel und Marx die romantische Orientperzeption negativ wendend und eine breite Schneise durch die europäische Geistesgeschichte schlagend, den Orient als Hort dumpfer Geschichtslosigkeit betrachteten.

Beide Extrempositionen sind Fremdheitskonstruktionen nach den Ingredienzien abendländischer Identität fahndender europäischer Intellektueller: Die Orientbilder werfen jeweils Schlaglichter auf das Selbstverständnis derer, die sie konstruierten, nicht auf den Gegenstand selbst. Bell ist das, wenigstens unterschwellig, bewußt. Immer wieder, fast schon mit der Penetranz eines *ceterum censeo*, spitzt sie deshalb die Feder gegen die europäische, namentlich englische Ignoranz allem Orientalischen gegenüber. Gerade aus der Unbedarftigkeit der anderen bezieht Bell den Anspruch, ihren Lesern den „eigentlichen“ Orient nahezubringen.

Gertrude Bell stand mit dieser Überzeugung nicht allein. Sie gehörte, als einzige Frau, zu einem exklusiven Kreis intimer Orient-Kenner, die nicht zufällig der Erste Weltkrieg in gemeinsamer Arbeit zusammenführte. Sie alle hatten, nebenbei bemerkt, wesentliche Stationen ihrer akademischen Laufbahn in Oxford absolviert. Neben Bell schmückten den Kreis so illustre Namen wie T. E. Lawrence, David Hogarth, später Präsident der Royal Geographic Society, Leonard Woolley, der Archäologe, und St. John Philby, ein Beamter des Civil Service. Die Truppe spiegelte in gewissem Sinn den nachrichtendienstlichen Orient-Braintrust des kaiserlichen Deutschland um Baron Max von Oppenheim und Conrad Preusser, letzterer wiederum ein Bekannter Bells.

Bell, die nach Kriegsbeginn zunächst im französischen Boulogne in einer Verwundeten- und Vermisstenregistratur des Roten Kreuzes gearbeitet hatte, wurde auf Betreiben Hogarths Ende 1915 nach Kairo gerufen, wo sie mit der Erstellung von Dossiers über die Stämme der arabischen Halbinsel befaßt war. Als sich die Katastrophe des von Indien aus kommandierten britischen Mesopotamien-Korps mit der Einschließung der alliierten Truppen in Kut (Dezember 1915) abzeichnete, reiste Bell auf Einladung von Vizekönig

Lord Hardinge nach Indien, um mit der indischen Regierung die Arabische Frage zu diskutieren. Hardinge war es auch, der Bells Versetzung in das neu gegründete Arab Bureau in Basra, dem britischen Außenposten am Golf, anregte. Auch in Basra verfaßte sie nachrichtendienstliche Berichte.

In diese Arbeit brachte Bell Insiderwissen ein, das sie auf ihrer dritten großen Orientreise (1911–1914) erworben hatte. Von Bagdad aus war sie 1913 in das zentralarabische Ha'il aufgebrochen, den Sitz der Ibn Raschid-Dynastie, die mit den in Riad ansässigen Ibn Sauds um die Macht auf der von Konstantinopel nur mehr locker beherrschten Arabischen Halbinsel rivalisierte. Mit ihrer Kenntnis der innerarabischen Clan- und Machtstrukturen erarbeitete Bell in Kairo und Basra das intellektuelle Rüstzeug für T. E. Lawrences große Arabienexpedition.

Während ihres Aufenthalts in Ha'il hatte sie mit untrüglichen Sinn erfaßt, daß Ibn Saud, der in Riad herrschende Emir des südlichen Nejd, der kommende Mann Arabiens war. Ein Schlüsseldokument für das Verständnis ihres Orientbilds ist die Persönlichkeitsskizze dieses Mannes, die Bell in Basra für den geheimen *Arab Bulletin* anfertigte: „Politiker, Herrscher und Räuber, repräsentiert Ibn Saud einen historischen Typus. Männer wie er sind die Ausnahme in jeder Gesellschaft, aber sie werden von der arabischen Rasse unaufhörlich in ihrer eigenen Sphäre hervorgebracht, und sie erfüllen ihre Bedürfnisse in dieser Sphäre. Sie lieferten die Eroberer und Militärverwalter der mohammedanischen Invasion, die genau dort erfolgreich waren, wo auch Ibn Saud, hätte er in einem primitiveren Zeitalter gelebt, Erfolg oder Mißerfolg gehabt hätte [...], in der Aufgabe, aus einer fundamental tribalen Gesellschaft einen einheitlichen und homogenen Staat von dauerhafter Natur zu schaffen.“<sup>9</sup>

Traditionalismus, Tribalismus, Krieg – so ließe sich der Orient Gertrude Bells auf die Formel eines eingängigen Dreiklangs bringen. Bell läßt den Orientalen die Würde Jahrtausendealter Zivilisation, aber gerade sie ist es, die Männer wie Ibn Saud, den sie bewundert, gefangenhält. Die arabische Gesellschaft ist unfähig, aus dem Zyklus von Reichsbildung und Refragmentierung auszubrechen, weil sie tribal ist und tief verhaftet in den Normen der Konvention. Die traditionale arabische Gesellschaft aber schuf den idealen Nährboden für charismatische Herrscherfiguren vom Format eines Ibn Saud. So jedenfalls oder ähnlich hätte es Bells Zeitgenosse Max Weber formuliert.

Die historische Tragweite des so von Bell maßgeblich mitentwickelten britischen Arabienbildes lag nicht allein darin, daß es als Matrix des in seiner Bedeutung vielfach überschätzten unorthodoxen Feldzugs des Lawrence of Arabia diente. Seine eigentliche Sprengkraft bezog es daraus, daß es ganz wesentlich intellektuelle Blaupause wurde für das Sykes-Picot-Abkommen 1916, den Frieden von Sèvres, den der Türkei geltenden Teil der Pariser Vorortverträge nach dem Ersten Weltkrieg, und die Regelungen, welche die britische Verwaltung in ihrem Einflußbereich im Vorderen Orient nach 1919 traf.

Wie sah dieses von den Mandatsmächten England und Frankreich geschaffene Vorderasien aus? Das Sykes-Picot-Abkommen, das die territoriale Erbmasse des Osmanischen Reichs auf dem Höhepunkt des Ersten Weltkriegs in eine britische und eine französische Einflußzone aufgeteilt und so faktisch eine Politik des quasi-kolonialen Annexionismus vorbereitet hatte, war von der Prämisse ausgegangen, daß indigene Autonomie in der Region weder möglich noch wünschenswert war. Unter dem Eindruck des weiteren Kriegsverlaufs – mit einem für die Alliierten eminent gefährlichen

türkisch-deutschen Vormarsch gegen den Suez-Kanal und dem Kriegszielprogramm des amerikanischen Präsidenten Wilson („Selbstbestimmungsrecht der Völker“) wich die imperiale Extremposition sukzessive einer Realpolitik der mittleren Linie, die anerkannte, daß ohne oder gar gegen die arabische Nationalbewegung ein alliierter Sieg im Orient, wenn überhaupt, nur unter immensen Opfern und Kosten zu haben war. Sie manifestierte sich schon seit 1915 in der Korrespondenz des britischen Unterhändlers McMahon mit Husayn, dem haschemitischen Scherifen von Mekka, den die britische Seite damals noch für den Starken Mann der Arabischen Welt hielt.

Im Ergebnis erkannten die Alliierten die Unverletzlichkeit der Heiligen Stätten an und stellten dem größten Teil der Arabischen Halbinsel einen quasi-souveränen Sonderstatus unter indigenen Dynasten in Aussicht. Für diese Rolle schienen zunächst die Haschemiten in Mekka prädestiniert. Als treibende Kraft auf der Halbinsel erwies sich jedoch, wie Bell bereits 1913 in Hal'il hellsichtig erkannt hatte, der von Riad operierende Ibn Saud. Er gewann in zähem Ringen die Kontrolle über ein immer größeres Gebiet und schaltete den Scherifen Husayn endgültig aus, als dieser 1924 nach dem Kalifentitel griff. Damit war Ibn Saud konkurrenzloser Herr über die Halbinsel, verfügte als Hüter über die Heiligen Stätten über die nötige Legitimität und besaß im puristischen Islam wahhabitischer Prägung ein Instrument, die heterogenen Bevölkerungsteile seines Reiches zusammenzuschweißen. Die Prognose, die Bell 1916 in ihrem Geheimbericht gewagt hatte, war politische Realität geworden.

Faktischer Souveränität auf der arabischen Halbinsel stand eine dem indischen Modell entlehnte Kombination direkter und indirekter Herrschaft im Fruchtbaren Halbmond gegenüber. Der Westen, mit Ausnahme des internationalisierten Palästina, stand zunächst unter direkter britischer Verwaltung; im Irak erzwangen blutige Massenproteste und nicht zuletzt die Intervention eines um die Staatsfinanzen besorgten Schatzkanzlers Winston Churchill im Frühjahr 1921 die Etablierung einer konstitutionellen Monarchie, mit Faysal, dem Sohn des Scherifen Husayn als neuem König. Faysal war zuvor (1920) als kurzzeitiger König von Syrien an der Intransigenz der französischen Mandatsmacht kläglich gescheitert. Nun inthronisierte ihn im März eine unter den Auspizien der Unruhen eilig nach Kairo einberufene Konferenz im Irak. Die Fäden im Hintergrund hatte niemand geringeres als Gertrude Bell gesponnen, die sich kurz zuvor in einem beiden Houses of Parliament vorgelegten Weißbuch (*Review of the Civil Administration of Mesopotamia*) für eine Autonomielösung unter Faysal stark gemacht hatte. Von diesem Plan überzeugte sie, nunmehr Oriental Secretary beim Hochkommissar für Mesopotamien, ihren Vorgesetzten, High Commissioner Sir Percy Cox, und die Kairoer Konferenz, so daß Faysal tatsächlich im Juni 1921 in Basra einzog und am 23. August desselben Jahres die Krone eines indes noch nicht souveränen Königreichs Irak erhielt.

Bereits Ende 1920 sah Bell zu dieser Lösung keine Alternative, freilich in wohlverstandenerm britischem Eigeninteresse: „Ich habe keinen Zweifel, daß es uns am besten anstünde und unendliche Komplikationen vermiede, wenn die Regierung den Job Faysal anbieten würde [...], aber ich glaube nicht, daß sie den Mut dazu finden werden.“<sup>10</sup> Und noch deutlicher, in einem späteren Brief an die Eltern: „Es ist nicht das Mandat an sich, das uns hier stört [...]; aber das Wort Mandat ist unpopulär und ein frei ausgehandelter Vertrag käme unendlich besser an, außerdem gäbe er uns weit freiere Hand. Wir wußten immer, daß Faisal ultimativ auf einem Vertrag statt des Mandats beharren würde – jetzt

haben wir die Möglichkeit, eine schöne Geste zu machen und aus freien Stücken zu geben, was wir später ohnehin auf sein Fordern hin zugestehen müßten.“<sup>11</sup>

Die privaten Briefe offenbaren die Berührungspunkte zwischen Bells Standpunkt und der britischen Mandatspolitik der mittleren Linie: Autonomie ja, aber nur unter weitreichenden Prärogativen der Mandatsmacht; Parlamentarismus ja, aber nur unter Aufsicht; indigene Dynasten ja, aber nur mit begrenztem Handlungsspielraum. Das Muster der „frei ausgehandelten Verträge“ – realiter natürlich ungleiche, den lokalen Herrschern diktierte Abkommen – begegnet exemplarisch bereits in der Sphäre indirekter Herrschaft im indischen Kolonialreich. Die „schöne Geste“ den Arabern gegenüber, in Wahrheit ein Akt puren Machiavellismus, enthüllt schonungslos, worum es Bell und den übrigen Verantwortlichen ging: um eine kosmetische Verhüllung des unpopulären Mandatskolonialismus.

Für die Briten stand viel auf dem Spiel, namentlich die Kontrolle der just bekannt gewordenen südirakischen und kuwaitischen Ölfelder – das Öl der Arabischen Halbinsel hatte noch seiner Entdeckung. Der ethnisch-kulturell-religiöse Flickenteppich des Irak glich schon damals einem politischen Minenfeld, in dem das Empire mit äußerster Vorsicht lavierte. Den „Job“ erhielt Faysal nicht obwohl, sondern gerade weil er von außerhalb, aus dem Hedjaz, stammte: Sein Außenseitertum sicherte dem Sunniten in der, in der britischen Optik, von Tribalismus geprägten, mehrheitlich schiitischen irakischen Gesellschaft einen gewissen Minimalkonsens. Die von den Haschemiten reklamierte Abstammung vom Propheten Mohammed sollte ihm obendrein, so das Kalkül, das nötige Charisma verleihen. Beide Rechnungen gingen, partiell wenigstens, auf.

Die angespannte Situation des Jahres 1921 ließ – unter einzigartigen Rahmenbedingungen – Gertrude Bell eine reale politische Macht zuwachsen, wie sie wohl keine andere Frau weltweit zu diesem Zeitpunkt besaß. Die Installierung ihres Günstlings Faysal verschaffte ihr eine Schlüsselposition: Sie vermittelte, als Beraterin des Herrschers, nicht nur zwischen dem König und der durch das Hochkommissariat vertretenen Mandatsmacht, sondern auch zwischen Faysal und den Stammesführern, die sie größtenteils durch ihre Reisetätigkeit persönlich kannte. Faktisch oblag ihr die Richtlinienkompetenz in den entscheidenden Politikbereichen – GLB, Bells Initialen, waren im Irak der frühen 1920er Jahre Chiffre für Einfluß und Macht.

Das Zeitfenster für ihr ebenso autonomes wie selbstbewußtes Agieren auf der Bühne der großen Politik schloß sich freilich so rasch, wie es sich geöffnet hatte. Gerade der relative Erfolg des Modells indirekter Herrschaft stabilisierte die Lage im Irak zusehends; zudem nahm Sir Percy Cox 1923 seinen Abschied als Hochkommissar Mesopotamiens. Der neue Repräsentant des Empire im Zweistromland meinte, unter den veränderten Bedingungen, des Rats der Orientexpertin Gertrude Bell nicht mehr zu bedürfen. Um die einstige „ungekrönte Königin des Irak“ wurde es still, was sie nicht ertrug. Zwar blieb sie Ratgeberin des Königs, doch besaß sie immer weniger politischen Einfluß. Sie verfiel in Depressionen, hatte mehr und mehr mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen. Am 12. Juli 1926 schied sie, nicht ganz 58jährig, mit einer Überdosis Schlaftabletten freiwillig aus dem Leben, das ihr keine Erfüllung mehr zu geben vermochte.

Die Bilanz ihres Reisens und Lebens im Orient muß, aus heutiger Sicht, zwiespältig ausfallen. Unbestreitbar sind ihre intime Kenntnis der innerarabischen Verhältnisse, ihre Fähigkeit zu interkulturellem Kontakt und sicheres politisches Urteil, das nicht selten zukünftige Entwicklungen vorausahnte. Unbestreitbar ist aber auch, daß sie sich in erster

Linie als Dienerin eines Empire verstand, dessen Bestand extreme Ungleichheit zwischen Zentrum und Peripherie voraussetzte. „Rule Britannia“ war ein Grundsatz, dem Bell auch in ‚ihrem‘ Orient Geltung verschaffen wollte. Das Empire und den euro-amerikanischen Westen belieferte auch GLB mit selbstgestrickten Orient-Bildern, die – wie filigran sie auch immer gearbeitet sein mochten – Sozialisation und Vorannahmen ihrer Urheberin, mitnichten aber den ‚eigentlichen‘ Orient, den es sowieso nie gab, spiegelten.

Mit einer bleibenden, über alle Kritik erhabenen Lebensleistung Bells möchte ich schließen. 1922 ernannte König Faysal Bell zur Leiterin des neugegründeten Department of Antiquities. Die Behörde hatte zur Aufgabe, das bis dato chaotische Ausgrabungswesen zu regeln, der unzähligen Raubgrabungen Herr zu werden und vor allem einen rechtlichen Rahmen für die Ausfuhr von Kulturgütern zu schaffen. 1924 setzte Bell, gegen erhebliche Widerstände, ein novelliertes Exportgesetz für Antiken durch. Befriedigt schrieb sie an ihren Vater: „Ich habe mein Antikengesetz durch – gratuliere mir! Es sieht vor, daß das Department of Antiquities, d. h. ich, das Recht hat, jedem Antragsteller die Genehmigung zu geben, Antiken zu exportieren, und als Abgabe einen Anteil an ihrem Wert zu erheben. Dieser Anteil, der vom Minister festzulegen ist, befreit den Exporteur von Zöllen.“<sup>12</sup>

Was sich liberal anhört, schränkte in Wahrheit die Rechte ausländischer Interessenten erheblich ein. Konnten zuvor die Ausgräber nahezu unbehelligt von den einheimischen Behörden mitnehmen, was ihnen zusagte – von Raubgräbern ganz zu schweigen –, so hatte nun das Department of Antiquities jederzeit die Möglichkeit des Vorbehalts. Die Ausfuhr wurde zudem abgabepflichtig. Fortan verblieben in der Regel 50 Prozent der ans Licht beförderten Kulturgüter im Irak. Bereits 1925 konnte Bell das maßgeblich von ihr initiierte Iraq Museum in Bagdad eröffnen, das sich rasch mit erstrangigen Artefakten aller Epochen füllte. Erst 1974, nach 50 Jahren, wurde das irakische Antikengesetz novelliert: Es sah fortan – und sieht noch heute – ein striktes Ausfuhrverbot für alle Kulturgüter mit einem Alter von mehr als 100 Jahren vor.

Den ersten Schritt aber tat Gertrude Bell mit ihrem für die Verhältnisse der Zeit durchaus fortschrittlichen Gesetzwerk. Es ist ihr Vermächtnis auch an unsere Generation. Das Besinnen auf Gertrude Bell sollte uns immun machen gegen Bestrebungen interessierter Kreise, den jüngsten Irak-Krieg dazu zu nutzen, den Kunst- und Antikenmarkt zu liberalisieren und sogar den bereits angelaufenen Ausverkauf des kulturellen Erbes nicht nur einer Nation, sondern der Menschheit ex post zu legalisieren. Davor seien Gott, Allah oder wer auch immer.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> An Biographien herrscht kein Mangel. Erwähnt seien nur Ronald Victor Courtenay Bodley, Gertrude Bell, New York 1940; Susan Goodman, Gertrude Bell, Leamington Spa 1985; Lesley Gordon, Gertrude Bell, Newcastle upon Tyne 1994; Harry Victor Frederick Winstone, Gertrude Bell, London, 3. Auflage 1991.

<sup>2</sup> Zum historischen Hintergrund allgemein Matthew S. Anderson, *The Eastern Question 1774–1923. A Study in International Relations*, London 1966; Volker Berghahn, *Der Erste Weltkrieg*, München 2003; Imanuel Geiss, *Der lange Weg in die Katastrophe. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs 1815–1914*, München 1990; John Keegan, *Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie*, Reinbek 2000. Speziell zur Geschichte der arabischen Welt: George Lenczowski, *The Middle East in World Affairs*, New York, 4. Auflage 1980; Helmut Mejcher, *Der arabische Osten im zwanzigsten Jahrhundert 1914–1985*, in: *Geschichte der arabischen Welt*, hrsg. von Ulrich Haarmann, München 1987 S. 432–501; Malcolm E. Yapp, *The Near East since the First World War*, London, 4.



Auflage 1992. Zur irakischen Geschichte: Hennaer Fürtig, Kleine Geschichte des Irak. Von der Gründung 1921 bis zur Gegenwart, München 2003; Stephen Hensley Longrigg, Iraq, 1900 to 1950. A Political, Social, and Economic History, London 1953; Phebe Marr, The Modern History of Iraq, Boulder, Co. 1985; Peter Sluggett, Britain in Iraq 1914–1932, London 1976; Charles Tripp, A History of Iraq, Cambridge 2000.

<sup>3</sup> Gertrude Bell, The Arabian Diaries 1913–1914, hrsg. von Rosemary O'Brien, Syracuse 2000 S. 133.

<sup>4</sup> Gertrude Bell, The Desert and the Sown, London 1985 S. XXII: „Throughout the dominions of Turkey we have allowed a very great reputation to weaken and decline; reluctant to accept the responsibility of official interference, we have yet permitted the irresponsible protests, vehemently expressed, of a sentimentality that I make bold to qualify as ignorant, and our dealings with the Turk have thus presented an air of vacillation which he may be pardoned for considering perfidious and for regarding with animosity.“

<sup>5</sup> Ebd., S. XIX: „The Oriental is like a very old child. He is unacquainted with many branches of knowledge which we have come to regard as of elementary necessity; [...] he concerns himself scarcely at all with what we call practical utility. On the other hand, his action is guided by traditions of conduct and morality that go back to the beginnings of civilisation.“

<sup>6</sup> Ebd., S. XX: „These things apart, he is as we are; human nature does not undergo a complete change east of Suez, nor is it impossible to be on terms of friendship and sympathy with the dwellers in those regions.“

<sup>7</sup> Ebd., S. 65–66: „He lives in a state of war [...]. How many thousand years this state of things has lasted, those who shall read the earliest records of the inner desert will tell us, for it goes back to the first of them, but in all the centuries the Arab has bought no wisdom from experience. He is never safe, and yet he behaves as though security were his daily bread.“

<sup>8</sup> Gertrude Bell, From her Personal Papers, hrsg. von Elizabeth Burgoyne, London 1958 S. 204: „No one who does not know the East can realise how it all hangs together.“

<sup>9</sup> Gertrude Bell, The Arab War. Confidential Information for General Headquarters from Gertrude Bell being Despatches Reprinted from the Secret 'Arab Bulletin', London o. J. S. 31: „Politician, ruler and raider, Ibn Saud illustrates a historic type. Such men as he are the exception in any community, but they are thrown up persistently by the Arab race in its own sphere, and in that sphere they meet its needs. They furnished the conquerors and military administrators of the Mohammedan invasion, who were successful just where Ibn Saud, if he had lived in a more primitive age, might have succeeded or failed [...], in the task of creating out of a society essentially tribal, a united and homogeneous State of a durable nature.“

<sup>10</sup> Gertrude Bell an ihren Vater, 25. Dezember 1920: „I haven't any doubt that what would suit us best and avoid an infinity of complications would be for the home Govt to offer the job to Faisal [...], but I can't think they'll have the courage to do so.“

<sup>11</sup> Gertrude Bell an ihre Eltern, 5. Juni 1921: „It isn't the mandate which bothers us here [...]; but the word Mandate isn't popular and a freely negotiated treaty would be infinitely better liked, besides giving us a much freer hand. We have always known that Faisal would ultimately insist on a treaty in place of a mandate – now we have the opportunity of making a beau geste and giving of our own accord what we should certainly have had to give later at his request.“

<sup>12</sup> Gertrude Bell an ihren Vater, 25. Juni 1924: „I have got my Antiquities Law through – congratulate me! Under its provisions the Dept of Antiquities – i. e. me – has the right to give permission to any applicant to export antiquities and to charge a percentage on their value. This percentage, which is to be fixed by the Minister, frees the exporter from export duty.“